

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 16. September 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 4.

Zukunft.

Von Johanna M. Cantau.

Du liegst im Dunkel vor mir noch,
Wie Morgenroth im Schooß der Nacht,
Es ahnt mein Herz nur deine Pracht—
Noch bist du fern! und doch und doch!
Ich fühle deinen Morgenhauch
Wie Freiheitssodem mich umwehen,
Viel weiße Lilien seh' ich stehen
Und Lorbeer, hohen Lorbeer auch.
Voll Jubel jauchzt mein Herz dir zu:
„Mit Wunderblüthen überdacht,
Von Sonnenflimmer angeleuchtet,
Willkommen, Lamm ersehnt du!“
Sei mir gegrüßt im Morgenlaß!
Sieh meine beiden Arme offen
Für junges Glück und goldenes Hoffen!
Willkommen, freudevoller Gast!
Noch bist du fern — so ferne noch,
Mein brennend Herz erkauend lausch,
Bis heil' dein Silberfittich rauscht —
O meine Zukunft, du kommst doch!

Hafenfuß

Von D. Zillen.

Es war acht Uhr morgens. Durch das offene Fenster drang die würzige Waldluft und die Sonne eines hellen Waimorgens. Die Frau Oberförster überfah den einladend gedeckten Frühstückstisch, ordnete Messer und Gabeln noch zierlicher, stellte noch eine Schale mit Honig hin und setzte sich, eine Stillekeri in den Händen, wartend an ihren Näblich.
Nicht lange, so knarrte das Hoftor. Ein bräutliches Lächeln flog über das Gesicht der Frau, die zart und fein wie ein Mädchen war. Nur wurden aus der Steintreppe schwere Männertritte und Hundegeklappel laut; die Zimmerlür wurde aufgerissen, der Oberförster, begleitet von seinem „Mentor“, stand in der Stube. Er trug ein Gewand auf der Schulter, ein zweites in der Hand.
„Guten Morgen, Irma,“ grüßte er seine Frau und lehnte die beiden Büchsen rechts und links an einen Stuhl. „Ist kein Schuß drin?“ sagte er dabei, etwas verächtlich, weil er sah, daß Irma ängstlich hinüberblinzelte.
„Wir haben ihn,“ sagte er dann vergnügt.
„Den Vogel?“ fragte Irma.
„Den auch — war leider schon geschossen — aber den Wildschützen haben wir. Es war, wie ich dachte: Brandes.“
„Den hast du — todgeschossen?“ fragte Irma zögernd, gefasht, etwas Schredliches zu hören.
Der Oberförster mußte lächeln.
„Na, so schlimm sind wir nicht mit ihm umgesprungen, aber wir haben ihn das Fell ordentlich gezauft, was Mentor?“
Jäger und Hund blinzelten einander verständnis- und liebevoll an, dann wandte sich der Oberförster mit Appetit seinem Frühstück zu.
Irma hatte dienstfertig und gedäuslos die Kaffeelassen gefüllt und von dem Schinken, der neben ihr lag, keine Scheiben geschnitten. Gedulig wartete sie, bis ihr Mann mit ihr reden würde. Der stülzte erst mit ein paar Bissen seinen Heißhunger, und nun erzählte er:
„Ja, ich war also kaum eine halbe Stunde von Hause weg, und es war eben ordentlich Tag geworden, da hörte ich, von den Jägerbanten her einen Schuß. Ich dachte sofort an Brandes, rief deshalb Mentor zu mir, und wir schlüpfen, daß auch nicht ein Zwerg nachte. Nahe bei den Jägerbanten hebt der Hund auf einmal den Kopf, wittert, sieht mich an und führt mich quer durch den Wald, nach der Richtung, wo ich neulich den Vogel gesehen. Brandes hatte also richtig gewußt, daß das Tier dort austrat; hat es rechtzeitig auf dem Anstand geschossen! Nicht bei der Richtung ist eine Grube, mehr als manniestief, dahinein hat er den Vogel geschleppt und ist in aller Ruhe daran, ihn aufzubreden. „Drauf Mentor, schiß!“ ruf ich, und ehe er noch das Gewehr erreicht hat, ist der Hund schon drüber, packt den Kerl am Mittel und zert und beißt, und tuagel in dem unebenem Loch kopfüber mit ihm hin, bis ich dachte, der Kerl habe genug. Habe aber den Hund kaum zur Ruhe bringen können.“
„Und dann?“ fragte Irma zitternd.
„Dann mußte mir der Spighube den Kehhoß auf die Schulter nehmen und so, immer mit dem knurrenden Hund daneben, sind wir zum Fortsahung gegangen und haben da den Vogel abgegeben.“

Der Oberförster lachte in Gedanken an den Sünden, der knirschend und widerwillig seinen Raub geschleppt. Jermas Gesicht aber war immer sorgenvoller geworden.
„Ist der Mensch eingesperrt?“ fragte sie.
„Bewahre. Er lief, was er konnte, als ich ihm den Laufpaß gab. Jetzt machen wir eine Anzeige, und das Uebrige überlassen wir dem Gericht.“
Der Oberförster war mit dem Frühstück fertig, er stand auf, nahm zunächst die Büchsen vom Stuhl und schloß sie in den Gemwehrschrank. Auf einmal hörte er hinter sich Schluchzen. Irma sah am Tisch und weinte.
„Was ist denn los?“ fragte er verblüfft, beunruhigt, ging zu ihr hinüber und hob ihr kleines, tränennasses Gesicht. Sie umklammerte trampfhaft die berbe Hand.
„Wenn dir etwas geschehen wäre! Wenn er dir auflauert! O du, du — daß du immer allein in den Wald gehst, und immer mit Gewehren hantieren mußt!“
Der Oberförster hätte sich denken können, daß das kam.
„Bist du eine Jägerfrau!“ brauste er auf.
Es ist eine harte Geduldprobe, wenn jemand, der nichts in der Welt mehr achtet als Schneidigkeit, tagtäglich erfahren muß, daß gerade die, die er am höchsten schätzen möchte, seinen Funken davon besitzt. Er hatte ihr mit gutem und mit heftigen Worten zugeredet, er hatte ihr mit Engelsgeduld erklärt, daß eine Flinte bei halbwegs verständiger Handhabung kein Unglück anrichten kann. Vergeblich.
„Hafenfuß du, dir darf man ja rein gar nichts erzählen. Da bleibt mir zur Unterhaltung schließlich bloß der Hund.“
Halb mitleidig, halb ärgerlich noch klopfte er auf die zuckenden Händchen. Nach einer Weile beruhigte sie sich. Der Oberförster ging nun an den Schreibtisch, um die Eingabe ans Gericht aufzusetzen. Die wollte er am Nachmittag dem Amtsrichter bringen. Irma war bald im Zimmer, bald in der Küche, ordnete und bastelte in emsiger Geschäftigkeit, ohne ihn zu hören. Als sie beim Mittagessen ihm gegenüber saß, waren die Spuren der Tränen verschwunden, sie war freundlich und heiter, aber er fand, daß sie blaß ausah, und es kam ihm vor, als seien ihre Wangen schmaler geworden seit einiger Zeit. Das machte, weil sie zu wenig hinauskam; allein setzte sie keinen Fuß vor die Tür, das wußte er.
„Du föhnst mich nach der Stadt begleiten, des Spazierganges wegen,“ sagte er.
Irma nickte glücklich und dankbar. Raum war der Tisch abgeräumt und kaum hatte der Hausherr bei einer Pfeife die Jagdzeitung durchgeblättert, da stand sie schon zum Ausgehen fertig vor ihm, in einem weißen Hüthen und düstigen Kleid. Der Oberförster vertauschte die leinene Hausjacke mit dem Uniformrock und setzte den grünen Fylzhit mit dem königlichen Adler auf. Mentor, der merkte, daß es hinausging, umsprang das Paar bellend.
„So ein verwöhnter Hund will natürlich nicht zu Haus bleiben,“ sagte der Oberförster, öffnete die Tür, und das Tier schoß ausgelassen den breiten Weg hinab, der durch den Wald in knapp einer Stunde nach dem Städtchen führte.
Der Oberförster und seine Frau gingen Arm in Arm. Es war ein herrlicher Tag, der Himmel blau, der Fortst noch im ersten, lichten Grün. Irma zeigte ihre helle Freude über den schönen, fräftigen Bestand, der in der Gegend feinsgelesen wurde. Sie haunte über die Menge von Anemonen, die unter den Büchen wuchsen, sie achtete auf die Vögel, die hin- und wiederflogen, lachte über einen Hasen, der über den Weg sprang und verfolge entzünd ein Eichhorn, das von Ast zu Ast kletterte. So, mit ihrer lieblichen Munterkeit, hatte sie ihm, der sich nie etwas aus Weibern gemacht hatte, vor zwei Jahren das Herz bezwungen. In Berlin hatte er sie auf der Hochzeit eines Wetters kennen gelernt, ein blutjunges Fräulein, das eben erst aus der Pension gekommen, und es war ihm, dem gewiß niemand nachsagen konnte, er sei poetisch veranlagt, bei ihrem Anblick ein Vers eingefallen: „Du bist wie eine Blume.“ Und da er lange Umschweife nicht liebte, wurde nach wenigen Wochen die Verlobung gefeiert und bald darauf auch die Hochzeit.
Er hatte den Schritt nicht bereut. Sein Hauswesen, eine ungemüthliche Junggefellenschaft früher, war behaglich und traulich, seit Irma darin schaltete. Hätte sie nur etwas Ver-

ständnis für sein Handwerk gehabt, es hätte ihm nichts zum Glück gefehlt.
„Da ist die Bant,“ sagte Irma jetzt, auf ein liebliches Plätzchen unter einer mächtigen Buche deutend. Gleich darauf traten sie aus dem Wald, vor ihnen lag das „Ausgebaut“, eine Ansiedlung von Tagelöhnern und kleinen Ackerern. Nun ging es zwischen Gartenbenden und Obstwiesen her, und dann hatten sie die holperige Hauptstraße des Städtchens erreicht und standen vor dem Amtsgericht.
„Du brauchst nicht mit hinein,“ sagte der Oberförster. „Geh' zurück und warte auf mich bei der großen Buche, ich komme gleich nach.“
Er trat in die Tür.
„Nein, Mentor, du bleibst bei der Frau.“
Ueber die Schulter nickte er ihr noch einen Gruß zu. Irma ging mit Mentor langsam die Straße hinab. Jetzt war sie wieder an den Gärten und Obstwiesen und jetzt am Ausgebaut. Kein Mensch war in den ärmlichen Häuschen zu sehen, die Leute waren alle auf dem Felde. Doch nein — hinter dem letzten Hause, in einem Hof, in dem es wüst und verkommen ausah, stand ein Mann, der hatte den Fuß auf einen Hautlog gestemmt und war daran, ein verrostetes Gewehr in Stand zu setzen. Als er der Frau und des Hundes ansichtig wurde, schüttelte er die Faust, die mit einem Zeugzeug verbunden war.
Irma ging vorüber, ohne den Mann zu bemerken. Sie kam zu der Buche und setzte sich auf die Bant.
So wie sie aber keine Häuser mehr sah, und den Wind in den Ähren taunen hörte und die Blätter knirschen und sich so ganz allein in dem Walde fühlte, kam die Furcht über sie. „Ich habe doch Mentor,“ tröstete sie sich, „und bis zum Ausgebaut sind's keine drei Minuten.“ Dann dachte sie, daß ihr Mann sie wieder Hafenfuß nennen würde. Er hatte recht, eine Jägerfrau sollte anders sein, der Hund war ihm ein besserer Kamerad.
Wen er wohl mehr entbehren würde, fann sie nach, sie oder Mentor? Er konnte mit dem Tiere wie mit einem Menschen reden. Und es fielen ihr alle die Lobspüche ein, die er dem Hund gesendet, und daß er sich über sie oft hatte ärgern müssen. Ja, und er hatte gesagt: Wenn dem Tier ein Unglück geschähe, das wäre fast schlimmer, als wenn mir selbst etwas zustieße.
Sie stand auf und ging abermals auf das Ausgebaut zu, dem Garten entgegen. So gelangte sie an das Haus mit dem wüsten Hof.
„Mentor, wo bleibt dein Herr?“ fragte Irma.
Mentor ist zehn Schritte voraus. Er bleibt stehen, späht aufmerksam nach der Richtung, aus der sein Herr kommen muß. Auch Irma wartet, blickt um sich. Da, fast neben sich, sieht sie einen Menschen, der hat das Gewehr an der Wade und zielt auf den Hund. Sie begriff: Brandes — er will sich rächen.
Schon rannnt Brandes den Hahn, und jetzt — jetzt —
„Wenn dem Tier ein Unglück geschähe —“ hatte ihr Mann gesagt. Da springt Irma hinzu und wirft sich mit aller Kraft auf den Menschen. Sie ist zu schwach, ihm das Gewehr zu entreißen, der Lauf verändert bei dem Anprall nur die Richtung. Ein Knall und Pulverdampf, Irma sinkt leidend zusammen. Der Schüß aber, dem Entsetzen das Haar sträubt, läßt das Gewehr fallen und flieht nach dem Walde.
Doch einen Pulsschlag, ehe das geschah, war an der Wiegung der Oberförster aufgetaucht, und in gedrehtem Galopp war Mentor ihm entgegen gefrungen. Da tracht der Schuß. Mentor rennt zurück und dem Entfliehenden nach, um, noch ehe er ihn erreicht hat, abermals kehrt zu machen und der Frau zuzueilen, die am Boden liegt, und von dieser hinweg wieder dem Oberförster entgegen. So macht er rathlos, tuschend und bellend mehrmals die Runde, bis sein Herr die Unglücksstätte erreicht hat.
Der stürzt neben der Reglosen nieder, an der nichts bemerkbar ist als tie Blässe des Gesichts.
„Irma, Irma, um Gottes willen, was war das?“
Da öffnet sie die Lippen, ihre Stimme klingt fallend:
„Brandes — er wollte den Hund — da wollt' ich ihm das Gewehr nehmen.“
„Hilfe, Hilfe,“ schreit der Oberförster, „ein Unglück!“
Ein Junge, der nahebei gearbeitet, hat auch den Schuß gehört. Er ist schon zur Stelle.
„Junge, lauf ins Krankenhaus. Eine Bahre, der Doktor soll kommen. Schnell, schnell.“

Der Junge läuft schon. Der Oberförster hält Jermas Oberkörper in seinen Armen. „Wo thuts weh, Irma?“ Keine Antwort, kein Lebenszeichen. Der Oberförster beugt sich über sie, öffnet ihre Kleider, reibt ihre kalten Hände. Mentor drückt sich winselnd an seinen Herrn; der merkt es nicht, denn er lauscht und wartet in atemberaubender Angst. Da macht der Hund den Hals lang, hebt den Kopf gen Himmel und heult... heult... Schauerlich tönt es durch die Stille. Es klingt dem Manne wie Todtentläge. Wenn sie stirbt, gar schon tot ist!
„Um einen Hund!“ stöhnt er verzweifelt.
„Du tapfere, arme Maus! Hundert, tausendmal hätte ich den Hund für dich hingegeben.“
Da ist es, als fliege ein leichtes Roth über ihre Wangen. Sie hat seine Worte verstanden — lebt! Zwar die Stimme klingt ihr noch wie aus weiter, weiter Ferne, aber — tapfer hat er gesagt. Sie schlägt die Augen auf — tiefes, seltsames Gefühl leuchtet darin — und lächelt ihn ganz munter und siegesstolz an. Und laut aufjubelnd hält der Oberförster sein müthiges, liebliches Weib umfangen.

Unterirdische Salzstädte.

In unserer Zeit, in der ausge dehnte Reisen nach fernen Ländern immer mehr in die Mode kommen, verlernt die Menschheit, sich zu wundern. Aber selbst der blaffteste Tourist wird aufgerüttelt werden und wird im Erhaltenen gerathen über die wunderbaren Eindrücke, die er in der Salzstadt unter der Erde, in den Salzbergwerken in der Nähe der kleinen galizischen Stadt Wieliczka erhält. Der Ort ist fünf Meilen von Krakau entfernt und das eigentliche Zentrum der wichtigen Salzindustrie von Galizien. Die Salzbergwerke stehen unter der Kontrolle des österreichischen Finanzministeriums. Mit der Ausbeutung der unterirdischen Salzlagern hat man bereits im ersten Jahrhundert begonnen. Strafen in der Länge von sechs Meilen zur Gewinnung des Salzes hat man durch das Gestein gebrochen und noch immer sind diese Lager unerforschlich, wie vor Jahrhunderten. Der Eingang freilich sieht nicht sehr einladend aus. Er befindet sich in einem langen, altersgrauen, schmudlofen Gebäude, in dem sich auch die Bureaus befinden.
Die alte Pferdebahn nach dem Innern des Salzbergwerkes ist durch einen modernen Fahrstuhl ersetzt worden, auf dem man gewöhnlich die Fahrt in die Tiefe antritt. Wer aber hinreichend Zeit hat, für den verlohnt es sich, auf den alten Treppen zu Fuß in das Innere zu steigen. Alle bestehen aus Salz. Unermüthet gelangt man da in die erste weite Halle, die bei der Gewinnung des Salzes in das Gestein hinein gehauen worden ist. Die ungeheuren Dimensionen dieses Raumes, die unüberdringliche Dunkelheit und das eiserne Echo machen einen fast unheimlichen Eindruck.
Von ähnlicher Größe ist der sogenannte Letow-Balsaal, der auf Wunsch des Touristen, wenn er sich dazu versteht, einen kleinen Geldbetrag zu entrichten, hell erleuchtet werden kann. Er ist bereits im 18. Jahrhundert angelegt worden, befindet sich 220 Fuß unter der Erde und liegt in der obersten der sieben Anlagen, aus denen die Salzstadt unter der Erde besteht. Davon enthalten aber nur drei wirkliche Sehenwürdigkeiten und stehen dem Touristenverkehre offen. Die übrigen vier Anlagen dienen ausschließlich dem Bergbau.
Die sehenswürdigsten dieser „Städte“ sind die Franz-Josephs- und Erzherzog-Albrecht-Stadt. Magnesiumlicht und Fackeln beleuchten den Weg, den der Tourist geht und der ihn nach dem 17. Jahrhundert in das Gestein hineingebracht hat. St. Antonius-Kapelle führt. Dort befindet sich auch ein Thron für die Kaiser von Oesterreich, die jemals die Salzbergwerke besuchten. Wie oft und wie lange er wohl schon benutzt worden sein mag? In jedem dritten Juli wird in der Kapelle feierliches Hochamt gehalten, zu dem sich nicht nur die Bergleute, sondern auch Tausende von Besuchern von der Oberfläche der Erde einfinden. Ein anderer Festtag in der Salzstadt unter der Erde ist der Geburtstag des jetzigen Kaisers, der 18. August. Die Musik dieser Kirche tief unter der Erdoberfläche soll überwältigend schön sein.
Den Ausgang der Kirche bildet ebenfalls eine Pforte von reicher und schöner Struktur. Daran schließt sich ein Bogengang mit Altären, einem

Kruzifix von kolossaler Größe und zahlreichen Statuen von Heiligen; alle sind aus Salzstein gemeißelt; die Zeit ihrer Herstellung fällt in vergangene Jahrhunderte. Wie fest und dauerhaft dieses Gestein ist, kann man an den zahlreichen Kron- und Armleuchtern sehen, die kunstvoll und mit feiner Struktur gearbeitet sind und die sich im Lauf der Jahrhunderte so erhalten haben, wie sie ursprünglich hergestellt worden sind.
Der Preis der Illumination der unterirdischen Salzstadt richtet sich ganz nach der Anzahl der Personen, die sich durch diese Bergwerke führen lassen und nach der Zahl der Lichter, die dabei angezündet werden. Er schwankt von \$10 bis \$25. Der letztere schließt eine Illumination aller drei Städte der unterirdischen Salzstadt ein. Der Anblick, wenn die Lichter aufflammen, ist märchenhaft schön; der weisse Glanz des Salzgesteins und der helle Schein des Lichtes bilden wunderbare Lichteffekte, die noch gehoben werden durch den Wechsel von Hell und Dunkel. Hier tritt ein architektonisch prächtiges Bauwerk hell erleuchtet hervor; dort bildet das Dunkel entlegener Theile dazu einen starken Kontrast. Vielfach wird für die Illumination bengalisches Licht verwendet, das, wenn es aufflammt, alle Gegenstände in blendend hellem Schein hervortreten macht, und, wenn es erlischt, die Dunkelheit nur umso schwärzer und intensiver erscheinen läßt. Das Wechselspiel von Licht und Schatten, dem man in den Bergwerken begegnet, hat viel dazu beigetragen, daß der Aberglaube und die Phantasie jener Menschen, die einen großen Theil ihres Lebens unter der Erde verbringen, sagenhafte Spulengestalten geschaffen haben, gute und böse Geister, an die die älteren unter den Bergleuten noch fest glauben. Der Aberglaube will wissen, daß die Berggeister jene, denen sie wohlwollen, vor Gefahren und drohenden Katastrophen warnen und daß sie sich an anderen rächen, die ihren Zorn herausgefordert haben. Dort unten im ewigen Dunkel, in das der Schein des Tages nie dringt und das nur vorübergehend durch künstliches Licht erhellt wird, findet der Aberglaube reichlich Gelegenheit, seine phantastischen Gebilde zu entwickeln.
Die zweite Stadt dieser seltsamen unterirdischen Welt ist unter der ersten gelegen. Eine Anzahl breiter Treppen führt hinunter. Ihren lebensverthebsten Teil bildet die Michaelowice-Halle, die hundert Fuß im Gevierte, 300 Fuß hoch und zu Anfang des 17. Jahrhunderts hergestellt worden ist. Daran stoßen verschiedene andere Räume, die nach hervorragenden Personen vergangener Zeiten benannt sind; am Ende erheben sich zwei hohe Pyramiden von Salz, die 1812 errichtet und nach dem damaligen Kaiserpaar benannt worden sind. Ein anderes, nicht weit davon gelegenes Denkmal, ist dem Gedächtnis des Kronprinzen Rudolph gewidmet, der bei Manerling sein tragisches Ende fand.
Die darunter gelegene dritte Stadt enthält den Bahnhof, von wo man direkt Verbindung nach der Oberfläche hat. Das dort befindliche vortheiliche Restaurant ist eines der eigenartigsten, die es gibt. Die Bergwerksverwaltung reguliert die Preise und wacht darüber, daß die fremden Besucher der wunderbaren unterirdischen Salzstadt nicht übertheuert werden.
Siebenhundert Fuß unter der Erdoberfläche liegt der berühmte See, einer der interessantesten Theile dieser unterirdischen Welt. Seine Ufer bestehen aus einer Menge von Höhlen und Kammern. Noch weitere fünfzehn kleinere Seen befinden sich in verschiedenen Theilen dieses eigenartigen Bergwerkes; sie sind aber den Besuchern nicht zugänglich, da häufig schwere Salzblöde aus einer Höhe herabstürzen. Von überwältigender Großartigkeit ist das Echo an diesem unterirdischen See; ein abgefeuerter Schuß weckt tausendfachen Widerhall, erst als ob die Geister der Tiefe jurend gegen das Eindringen der Menschen in ihre Bereich protestierten.
Die Anzahl der dort beschäftigten Bergleute ist größtenteils die Jahresproduktion an Salz über hunderttausend Tonnen. Die Betriebsmethode ist noch die alte primitive. Mit Hammer, Häufel, Spighade und Schaufel hauen sich die Arbeiter die Wege durch das Gestein.
Daß bei so umfassendem Betrieb der Verlußt am Menschenleben ein beträchtlicher sein muß, ist begreiflich. Ebenso begreiflich ist aber, daß die Bergwerksverwaltung es ablehnt, über dieses Thema Auskunft zu geben.

gesteht empor. „Es freute sich, was da ankam im rothigen Licht.“
Der deutsche Kaiser als Reiter.
Anlässlich der leichten Unpäßlichkeit, an welcher kürzlich, wie gemeldet, der Kaiser litt und die er sich beim Reiten ausgezogen hat, wird eine Schilderung der Reittätigkeit des Kaisers von Interesse sein. Der deutsche Kaiser ist, wie aus Hoffreisen geschrieben wird, schon seit sehr ein ausgezeichneter Reiter, der sich mit mandem Reittänstler ruhig messen kann. Sowohl was Kühnheit, als auch Gediegenheit des Reitens anbelangt, macht es so leicht niemand dem Kaiser nach. Der Kaiser legt nicht nur bei seinen eigenen Reitungen, sondern auch bei allen Reittunnen der Soldaten, denen er beivohnt, den größten Werth auf exakte Ausführungen. Im Marstall des Monarchen Kaisers befindet sich ein ungeheurer Raum mit mächtigen Fenstern und mit Balkons für Zuschauer, der die „Reitbahn des Kaisers“ bildet. Hier werden die Reittiere des Monarchen zugeritten, und hier reitet der Kaiser jeden Tag eine Stunde in Begleitung des Oberstallmeisters. Der Kronprinz ist auch ein ausgezeichneter Reiter und hat dies bereits mehrfach bei Konturrenzen bewiesen.
Die Reigung und die Begabung für seine Reittkunst hat er entschieden von seinem kaiserlichen Vater geerbt, wenn dieser auch die Beileiligung des Kronprinzen an Wettreiten nicht billigt. Als der Kaiser am 9. Februar 1877 zur Kompagnie kam, erfreute er schon seinen Hauptmann v. Petersdorff durch mehrere Rente, die er ihm vorführte. Petersdorff war ein ausgezeichneter Reiter und wußte reitliche Fähigkeiten auch an anderen gebührend zu schätzen. Wenn einer es aber nicht richtig machte, dann war er ein unbarmherziger Kritiker. Als ihm der damalige Prinz Wilhelm aber einige Rente vorführte, schmunzelte er sehr vergnügt und murmelte einige: „Tadellos!“ Diese Rente, die der Kaiser schon als junger Prinz mit großer Hingabe pflegte, hat er auch weiterhin ausgebildet. Er hat sich zwar selbst niemals an Wettreiten beteiligt, bringt aber dem Reitsport das größte Interesse entgegen.
Wie jeder echte Reitermann, hat der Kaiser eine große Vorliebe für seine Pferde, für deren Pflege er sich aus eifrigem Interesse. Die Pferde des Kaisers, die im Marstall untergebracht sind, haben aber auch eine in jeder Hinsicht hervorragende Behandlung. An den Seiten des Reitalles stehen in zwei langen Reihen die Pferde des Kaisers, jedes in seiner eigenen „Box“. Ueber jeder Krippe ist auf einer Tafel der Name des betreffenden Pferdes zu lesen, das Datum seiner Geburt und die Namen seiner Erzeuger. Jedes Pferd ist durch eine blaue Stalldecke geschützt, auf dem sich die Krone des Kaisers und sein Namenszug befinden. Das Lieblingspferd des Kaisers ist ein ungarischer Schimmel, gleicherweise wie das Lieblingspferd der Kaiserin. Im allgemeinen bevorzugt der Kaiser aber Pferde, die in Deutschland gezüchtet wurden, besonders die Trakehner-Rasse.
Aus dem Marstall des Kaisers werden übrigens auch die Pferde geliefert, die auf der Bühne im Schauspielhaus und im Opernhaus „aufzutreten“ müssen. Ebenfalls schön, wie das Fremdematerial, ist das Geschirrmaterial der Pferde, das stets in bester Ordnung gehalten werden muß. Der Kaiser erkundigt sich sehr oft persönlich in der Begleitung des Oberstallmeisters und eines Thierarztes — zur Pflege der Pferde des kaiserlichen Marstalls sind insgesamt 3 Thierärzte angestellt — nach dem Wohlergehen seiner Lieblingspferde. Der große Reitalstall hat schon manches tühne Reiterkücken des Kaisers gesehen, der sich hier völlig unbeobachtet nicht selten ganz seinen ritterlichen Neigungen hingibt. Im Anschluß daran sei noch erwähnt, daß der Kaiser insgesamt in seinem Marstall rund 350 Pferde stehen hat, die allerdings nur zum Theil aus Reitpferden bestehen. Die anderen sind Wagenpferde und dienen zu Fahrleistungen für die Hofküche, den Haushalt und bei festlichen Gelegenheiten.
Rump.
Er: „Was die Baronin Rixberg für einen Luxus in der Garderobe entlastet...“
Sie: „Ihre Schneiderin muß ein solches — Betriebskapital besitzen.“
Reitbild.
„Waren Sie gestern in der Premiere Ihres Freundes?“
„Nein, ich konnte keine Karte bekommen. Das ganze Theater war ausverkauft.“